

## Liebende Frauen und schwierige Männer

Vom zweifelhaften Versprechen auf Glück

Von Sabine Richebächer, Psychologin, Zürich

Ein neues Genre hat Eingang in die Bestsellerlisten gefunden: psychologische Ratgeber, die die Beziehung zwischen den Geschlechtern thematisieren, sich vornehmlich an Frauen wenden und diesen eine neue Weiblichkeit und befriedigende Liebesbeziehungen versprechen. Welche Frauen- und Männerbilder werden hier entworfen, worin besteht ihr utopischer Gehalt?

Reden über Geschlecht bedeutet immer auch Thematisierung des Geschlechterverhältnisses. Wenn ich «Frau» sage, denke ich «Mann» gleich mit. Geschlecht konstituiert sich in Unterschieden: in bezug auf das andere Geschlecht und in der Beziehung zum anderen Geschlecht. Geraten die historisch veränderten Geschlechterrollen auf Grund veränderter gesellschaftlicher Bedingungen ins Wanken, so verflüssigt sich auch das «eherne» Verhältnis der Geschlechter. «Frau sein», «Mann sein» werden nicht mehr als gegeben hingenommen, sie müssen neu entworfen und errungen sein.

Ökonomische und soziale Veränderungen wie die Zunahme der Frauenerwerbsarbeit und strukturelle Veränderungen in Berufswelt und Familienform haben die tradierten Geschlechterrollen obsolet gemacht. In den letzten Jahrzehnten ist die Auseinandersetzung mit der Geschlechterfrage über Wissenschaft und Emanzipationsbewegungen hinaus zum Thema einer breiten Öffentlichkeit geworden. Bücher zur «Frauenfrage» und – wenn auch weniger – zur «Männerfrage» füllen heute ganze Regale in den Buchhandlungen und sind – neu auch dies – am Kiosk zu kaufen. Einige Stationen dieser Entwicklung sind die Thesen zur «vaterlosen Gesellschaft», die Entmachtung von Ödipus und die Inthronisation der präödpalen Mutter in der Schizophrenieforschung und den Narzissmustheorien (wobei der Thron sich zugleich als Anklagebank erwies und die Mutter zur Hauptschuldigen an der Entstehung seelischen Leidens gemacht wurde).

In Teilen der Frauenbewegung entstanden – ausgleichend – Vorstellungen von «neuer Mütterlichkeit», wo alleinerziehende androgyne Mütter unbehindert von herrschsüchtigen Männern ihre erzieherischen Heilkräfte entfalten. Die bayrische Liedermacherin Lisa Fitz singt in «Ladyboss»: «Ich bin die Ernährerin, die Herrscher- und Gebälerin.» Und nach der «sexuellen Revolution» der 68er Jahre wird heute wieder die Frage nach den Bedingungen des Lebens gestellt.

### Patientin Liebe

Um die Liebe – folgt man den Meldungen der verkaufstüchtigen Ratgeberliteratur – ist es zurzeit schlecht bestellt. Die Liebe der Frauen krankt daran, dass sie «zu sehr» und «ihm zu liebe» lieben. Die Männer lieben gar nicht erst selber, sie «lassen lieben». Gemeinsam ist den Geschlechtern, dass sie es «süchtig» tun: die Liebe ist zur Krankheit geworden. In dieser Situation wird «Genesung» angeboten von meist weiblichen Autoren, die Anspruch auf doppelte Kompetenz in Liebesfragen erheben: als betroffene (und geheilte) Frauen und als professionelle Helferinnen (Psychotherapeutinnen). Die Adressaten ihrer Bücher sind denn auch vor allem Frauen.

Pioniere sind hier die Amerikanerinnen. Nach ihrem grossen Erfolg mit «Wenn Frauen zu sehr lieben. Die heimliche Sucht, gebraucht zu werden», doppelte Robin Norwood gleich nach mit «Briefen von Frauen, die zu sehr lieben. Betroffene machen Hoffnung». Nancy Good fragt «Wie liebt man einen schwierigen Mann?» und bespricht «Nöte und Chancen komplizierter Partnerschaften». In der deutschsprachigen Literatur hat ein Mann die Beziehungsprobleme in die Bestsellerlisten gebracht: Wilfried Wieck mit «Männer lassen lieben. Die Sucht nach der Frau». Er schreibt aus der Identifikation mit der Frau heraus, und Frauen sind auch bei ihm die Träger von Veränderung. Ein Jahr später fordert Wiecks Lebensgefährtin Irmgard Hülsemann in «Ihm zuliebe?» den «Abschied vom weiblichen Gehorsam». Ein Buch über Männer, wie sie tatsächlich sind und wie sie sein könnten, ist Walter Hollsteins «Nicht Herrscher, aber kräftig. Die Zukunft der Männer». Es nimmt hier eine Ausnahmestellung ein und wird vor allem zum Vergleich herbeigezogen.

### Von der Sexualität zur Sucht

Schon der blosse Titelvergleich mit Publikationen aus den 60er und 70er Jahren zeigt eine inhaltliche Veränderung im Diskurs über die Geschlechterfrage: «Sexualität und Klassenkampf», «Die sexuelle Revolution», «Sexismus», «Gibt es eine Emanzipation der Männer?», «Objektiver Faktor Subjektivität» weisen auf der Ebene der unbewussten Phantasien (wo Realität, Vorstellung und Wunsch den gleichen Nennwert besitzen), auf «Umsturz – Sexualität – Gewalt», auf ein heftiges triebhaftes Geschehen. Ver-Bindung und Trennung sind hier als Möglichkeiten gegeben. Das Geschlechterverhältnis wird nicht auf ein personales Herrschaftsverhältnis reduziert, sondern es bleibt in der politischen Frage nach gesellschaftlicher Gewalt aufgehoben.

«Sucht – Saugen – Lieben – Brauchen» ergibt eine ganz andere Konnotation. Wiederum auf der Ebene der unbewussten Phantasien finden wir hier die frühe Mutter-Kind-Beziehung wieder: das wort- und damit grenzenlose Verstehen und Versorgen. Auch hier wieder ein Tripp

der präödpalen Mutter? Die Bestsellerautorinnen benennen allenfalls den gesellschaftlichen Kontext der konflikthafter Geschlechterbeziehung, arbeiten diesen jedoch (bis auf Hollstein) nicht konsequent heraus. Der Konflikt wird in den Innenraum verbannt und kehrt individualisiert wieder als Problem der einzelnen Frau, des einzelnen Mannes, des einzelnen Paares. Dabei geht verloren, dass Lieben-Lernen und Lieben sich verschieden gestalten; dass sich z. B. die Zeit, als die Pille erstmalig Sexualität frei von Schwangerschaftsängsten erlaubte, unterscheidet von heute, von Sexualität und Liebe angesichts von Aids.

### Ambivalente Bilder

«Geschlecht» hat kein Geschlecht. Es erscheint in zwei Gestalten (dimorph), weiblich und männlich. Nach Norbert Bischof handelt es sich hier um eine relative Angelegenheit, und in C. G. Jungs Konzept von Anima und Animus erscheinen männlich und weiblich als Prinzipien, nicht ausschliesslich an das biologische Geschlecht gekoppelt.

Neben dem Sexualdimorphismus steht das Phänomen, dass Nachdenken über Geschlecht gewöhnlich in bipolaren und binären Zuordnungen erfolgt: aktiv/passiv; stark/schwach; aggressiv/sanft; intellektuell/emotional usw. Der Spielraum, der den Geschlechtern dabei eingeräumt wird, reicht von androgynen Phantasien, die den Unterschied der Geschlechter aufheben wollen (sprich: verleugnen), zu starren Rollenstereotypen, die auf Klarheit und Eindeutigkeit hindrängen.

Die neue psychologische Bestsellerliteratur enthält zumeist zwei Arten von Texten: Selbstdarstellungen von Betroffenen und Kommentare der (ebenfalls betroffenen) Autorinnen und Autoren. Als Bestandaufnahme zum Frauensein, Mannsein ergibt sich daraus vordergründig eine bipolare Ordnung: «Opfer – passiv – Liebe – gehorsam – gut – Zärtlichkeit – Leere – emotional» (Frau) wird entgegengestellt «Täter – Gewalt – böse – Sexualität – Grenzen – Abwesenheit – gefühlos» (Mann). Bei näherer Betrachtung der Beziehungskonstellationen erweist sich diese Ordnung als brüchig. Verfolgt man den Perspektivenwechsel in den Texten, so ergeben sich schillernde und mehrdeutige Bilder der Geschlechter. Zum Beispiel: Der Mann ist Täter an der Frau; als Sohn ist er Opfer der Mutter (Frau). Hierin ist er der Tochter (Frau) gleich. Der Mann ist schwach (abwesender Vater) bzw. er ist übermächtig (Gewalt an Frau und Kindern).

Entwicklungspsychologisch betrachtet lernt das Kind erst mit der Zeit, dass die nährnde «gute» Mutter und die versagende «böse» Mutter ein und dieselbe Person sind. Auf der Ebene der unbewussten Phantasien bleiben die archaischen gespaltenen Bilder wirksam. Neben den bedrohlichen Vater, der die harmonische Mutter-Kind-Beziehung sprengt (aber damit dem Kind den Weg auch in die Autonomie ermöglicht), tritt der Wunsch nach dem guten, zärtlichen Vater. Neben der «vollkommen guten» symbiotischen Mutter steht die vernichtende, verfolgende, wiederverschlingende böse. Die Allmacht der phallischen Mutter kehrt in den Texten auch da wieder, wo die Frau als utopische Heilsbringerin für das Geschlechterverhältnis phantasiert wird, wie u. a. bei Wieck und Good: «Wenn Sie es nicht tun, geschieht es nie.»

In der Gesamtschau der Ebenen ergibt sich so ein hochambivalentes Bild von Mann und Frau und von den Beziehungen zwischen ihnen. Die bipolaren Konstruktionen können dabei als Ordnungsversuch in einer komplizierten und vieldeutigen Gefühlswelt verstanden werden. Die beunruhigende Einsicht der Psychoanalyse, dass jede Beziehung ambivalent ist, ist dagegen unbequem und wenig erbaulich. Sie lässt die Fiktion eines geglückten Geschlechterverhältnisses nicht zu, was ja das Versprechen der Beziehungsexpertinnen an ihre Leserinnen ist. Für dieses Versprechen wird jedoch ein hoher Preis bezahlt.

### Begehren und Aggression der Frau

«Was will das Weib?» rätselte schon Freud angesichts des «schwarzen Kontinentes» der weiblichen Sexualität, und Lacan verwies das Begehren der Frau ins Un-sagbare, an den Ort ohne Worte – in den Bereich des Geniessens. Von sexuellen Beziehungsproblemen ist in der vorliegenden Literatur zwar häufig die Rede, die weibliche Sexualität wird jedoch entweder verharmlost («Frauen wollen Zärtlichkeit geniessen, ohne mehr zu wollen»), narzisstisch eingebunden (Sexualität, um sich ganz und lebendig zu fühlen) oder durch eine Leerstelle gekennzeichnet. Es soll hier nicht bestritten werden, dass Sexualität ganz unterschiedliche Funktionen übernehmen kann. Es ist jedoch auffällig, dass die naheliegende Möglichkeit von den Bestsellerautorinnen gar nicht erwähnt wird: dass nämlich Dringlichkeit und Unersättlichkeit der Frau – jenseits mangelhafter Män-

## Die «postmoderne» Familie

Zum Thema Familie diskutierten im Juli 1986 dreissig an Familiensoziologie und Familienpolitik interessierte Soziologen, Psychologen, Demographen und Sozialpolitiker. Die Zusammensetzung des Gesprächskreises war international. Initiator des Symposiums war der an der Universität Konstanz tätige Schweizer Soziologe Professor Kurt Lüscher. Die überarbeiteten und zum Teil auch ergänzten Referate erschienen in Buchform\*.

Sowohl in der Geschichte der schweizerischen Sozialpolitik wie auch der schweizerischen Sozialpädagogik war und ist die Sorge um den Bestand der Familie ein Dauerthema. Die Gesellschaftsgeschichte zeigt zumindest bis jetzt, dass die erstaunliche Zählebigkeit der Familie wohl nur zu einem geringen Teil der ideologisch bedingten Fixierung ihrer Verteidiger auf bestimmte zeitlose Familienleitbilder zu verdanken ist als vielmehr ihrer Wandlungs- und Anpassungsfähigkeit an neue gesamtgesellschaftliche Konstellationen. Ergänzend dazu ist zu vermuten, dass in einer Periode des sich ausbreitenden Wertpluralismus und der damit ermöglichten grösseren normativen Toleranz auch der Variationsspielraum für die Ausprägung gesellschaftlich und später auch sozialpolitisch akzeptierter familiärer Lebensformen breiter wird.

Es sollen «familiale Strategien» in einer Periode des zeitlich gedrängten demographischen und sozialen Wandels und der gleichzeitig wirksam werdenden Lockerungen überkommener normativer Ausrichtungen herauskristallisiert werden. Mit dem Neologismus «familial» soll ein den Geltungsbereich gesetzlicher Familiendefinitionen überschreitender Kreis von Lebensformen in die Betrachtung einbezogen werden, die zumindest für die in solchen nicht traditionellen Zusammenschlüssen lebenden Personen funktionelle Äquivalente für die klassische Normalfamilie bilden. Zu solchen «familialen» Formen gehören beispielsweise alle «Familien», deren Elternpaare vorübergehend oder dauernd im Konkubinat leben. Dazu gehören

\* Kurt Lüscher, Franz Schultheis, Michael Wehrspau (Hrsg.): Die «postmoderne» Familie. Familiäre Strategien und Familienpolitik in einer Übergangszeit. Universitätsverlag, Konstanz 1988.

ner und falscher Erziehung – etwas mit der triebhaften Natur des Menschen zu tun haben, die per definitionem zeitlos ist und mit ununterdrückbarem Drange zur Befriedigung treibt. Das Triebhafte indessen wird an den Mann delegiert, der «fast jede Frau auf der Strasse begeht». Dieser setzt seine Interessen durch, in der Sexualität und anderswo, notfalls mit Gewalt, wie viele der Erfahrungsberichte zeigen.

Selbstverständlich gibt es Gewalt von Männern an Frauen und Kindern, und das in erschreckender Häufung. Die folgenden Überlegungen zielen somit nicht auf eine Exkulpierung der Täter, sondern auf eine Psychologie der Aggression. Auf der unbewussten Ebene nämlich fungieren diese Wahrnehmungen (unter Ausblendung gegenteiliger Erfahrungen) als Beweis für die Aggressivität des Mannes sowie für die Nicht-Aggressivität der Frau. Inzest z. B. wird stereotyp gedacht als Missbrauch eines unschuldigen Mädchens durch einen gewalttätigen erwachsenen Mann. Der Anteil vieler Mütter an diesem Geschehen und die Tatsache, dass es Frauen gibt, die ihre Kinder nicht nur narzisstisch, sondern auch grob sexuell ausbeuten, können so nicht einmal mehr bedacht werden. Die Beziehungen der Frauen untereinander werden ebenfalls idealisiert: Neid, Konkurrenz usw. bleiben ausgespart.

Sexualität und Aggression werden auf den Mann projiziert. Die Abspaltung von der eigenen Person (als Frau) ist dabei um so schwerer zu durchschauen, je ähnlicher der andere (Mann) den projizierten Inhalten ist. Die Abspaltung von Sexualität und Aggression bietet zwar Entlastung von Feindseligkeit, Schuldgefühlen und Angst, geht jedoch auf Kosten einer vitalen Entleerung der Frau. So ist es vielleicht kein Zufall, dass in den Berichten immer wieder von «innerer Leere» die Rede ist und die Frau als «Mensch mit Leerräumen» (Hülsemann) beschrieben wird. Dies ist der Preis für das Glücksversprechen der Ratgeberliteratur, das mit der Vorstellung vom triebhaften und damit notwendig konflikthafte Wesen des Menschen nicht vereinbar ist.

### Das Paradies in den Köpfen

«Eine Frau, die ihren Partner so akzeptiert, wie er ist, wird, frei, ihr eigenes Leben zu leben, glücklich bis ans Ende ihrer Tage», meint Robin Norwood und verspricht «wahrhafte Liebe» ohne Grenzen. Good plädiert für Rationalität und geplante Verhaltensänderungen, «um letzten Endes doch das zu bekommen, was sie wollen ... Und das können Sie auch erreichen.» Nach Wieck braucht «die Welt die konsequente Therapeutin des Mannes», damit dieser seine zerstörerischen Umgangsformen aufgibt: «Einzig Ihre Geduld entscheidet darüber», sagt er der Leserin.

Ist die innere Konflikthaftigkeit des Menschen erst einmal ausgeblendet, rückt die Fiktion eines geglückten Geschlechterverhältnisses in den Bereich des Machbaren. Es geht dann nicht mehr um Einsicht in komplexe innere Motivationszusammenhänge und Umgang mit den eigenen, oft widersprüchlichen Gefühlen,

aber auch die Ein-Eltern-Familien unterschiedlicher Entstehungsart. Die in allen westlichen Industriegesellschaften zunehmenden Ehescheidungen schaffen auch die Voraussetzung dafür, dass mehr Frauen und Männer und zumal auch mehr Kinder in sogenannten Zweitfamilien leben. Das jüngste Problem stellt sich als Folge der Anwendung künstlicher Befruchtungsmethoden.

Das neue «familiale Strategien» am stärksten provozierende Faktum der sozialen Evolution ist jedoch der Rollenwandel der Frau. Seine Auswirkungen sowohl auf die Struktur weiblicher Lebensläufe im allgemeinen als auch auf die Verlaufsmuster von Ehe- und Familienzyklus werden nun allmählich erkennbar. Ehen und Familien sowie andere familiäre Gruppierungen sind zunehmend mit den dadurch bedingten neuen Aufgaben der flexiblen gemeinsamen Lebensorganisation konfrontiert. Dabei geht es nicht bloss um die Erprobung gewandelter innerfamiliärer Rollenverteilungen, sondern, damit verbunden, auch um einen von demokratisch-partnerschaftlichen Leitlinien inspirierten alltäglichen Umgang. Dass sich alle diese Veränderungen auf das innerfamiliäre Sozialisationsklima für Kinder auswirken und dabei auch die Sozialisationswirkungen gegenwärtiger Familien und ihre Grenzen überprüft werden müssen, ist sozial- und erziehungspolitisch von grosser materieller wie immaterieller Bedeutung. Damit in Zusammenhang steht auch die gewandelte ökonomische und psychosoziale Einschätzung des Kinderhabens einerseits und des Kindseins andererseits. Die Mehrheit der in diesem ausgezeichneten Überblickswerk zu Worte kommenden Autoren ist dabei explizit oder implizit der Auffassung, das Heraustreten der Frau in den öffentlichen Raum sei ein zentrales Merkmal von «Postmodernen».

Obschon weitgehend im Ausland erhobenes Datenmaterial dargestellt und diskutiert wird, ist der Informationswert des ganzen Werkes auch für den soziologisch und vor allem auch sozialpolitisch interessierten Schweizer Leser unbestritten. Eine wohlfeile Taschenbuchausgabe wäre dem Konstanzer Universitätsverlag mit Nachdruck zu empfehlen.

Heinrich Tuggener

sondern eine ganzheitliche Situation wie das Beziehungsgeschehen wird in Teilschritte und Teilfähigkeiten zerlegt. Nach dem Vorbild einer Gebrauchsanleitung kann die Leserin nun am Geländer eindeutiger Botschaften sicher zum Erfolg voranschreiten. Nach Good benötigt es dazu «Geschick, Zeit, Einsatzfreude, Selbsterkenntnis, Risikobereitschaft» und die entsprechenden «Methoden» und «Überlebens-techniken». Bei Wieck weiss die Frau eher schon «hellseherisch», was er (der Mann) braucht. Norwood formuliert Lernschritte und verspricht: «Frauen, die dieses Programm befolgen, werden gesund.» Damit fällt Norwood hinter die Beobachtungen und analytischen Ansätze zurück, welche vor allem ihr erstes Buch auch enthält, wo sie sich z. B. zu Wiederholungszwang, zu Kollusion, zu geschlechtsspezifischer Identitätsfindung äussert. Realität wird reduziert auf das Machbare. Was sich als Abhilfe ausbietet, erschwert und verengt so letztlich die möglichen Perspektiven – eine von diesen könnte sein, dass es nicht für alles und nicht immer Hilfe gibt.

Nicht «machbar», aber erziehbar ist der Mensch, sagt Hülsemann und setzt auf Erziehung zur Aufhebung der verhängnisvollen Geschlechterdynamik. So bedeutsam der Einfluss von Erziehung ist, der Konflikt zwischen Abhängigkeit und Eigenständigkeit in Beziehungen, den die Autorin als «Grundtatsache des menschlichen Lebens» benennt, wird dadurch ebensowenig aufhebbar wie das konflikthafte intrapsychische Geschehen. Wieck leugnet nicht nur diesen Konflikt, sondern verleugnet zugleich die biologische Differenz, «weil selbst die Erotik der Brüste und das Stillen kein weibliches Monopol bleiben müssten». Dass Differenz und damit Konflikt ja auch ein zentrales Erfahrungs- und Erlebnispotential sind, zeigt Hollsteins Kritik an den androgynen Utopien. Nicht nur die erotische Spannung zwischen Frau und Mann, sondern auch die Wahrnehmung und andere Modalitäten sind an Unterschied und Differenz gebunden als zentrale Organisationsmerkmale menschlichen Seins. Dass die Differenz zwischen Wunsch und Wirklichkeit prinzipiell nicht aufhebbar ist, darauf verweist nicht nur Sigmund Freud in seinen kulturkritischen Schriften («Es scheint vielmehr, dass sich jede Kultur auf Zwang und Triebverzicht aufbauen muss ...»), sondern auch Friedrich Nietzsche: «Denn alle Lust will Ewigkeit ...».

### Literatur

Nancy Good: Wie liebt man einen schwierigen Mann? Nöte und Chancen komplizierter Partnerschaften. Ariston, Genf 1988.

Walter Hollstein: Nicht Herrscher, aber kräftig. Die Zukunft der Männer. Hoffmann und Campe, Hamburg 1988.

Irmgard Hülsemann: Ihm zuliebe? Abschied vom weiblichen Gehorsam. Kreuz-Verlag, Stuttgart 1988.

Robin Norwood: Wenn Frauen zu sehr lieben. Die heimliche Sucht, gebraucht zu werden. Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 1986.

Robin Norwood: Briefe von Frauen, die zu sehr lieben. Betroffene machen Hoffnung. Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 1988.

Wilfried Wieck: Männer lassen lieben. Die Sucht nach der Frau. Kreuz-Verlag, Stuttgart 1987.